

Bulletin

Bilder in der Wissenschaft Les images dans la science

Mit Beiträgen von
Alfred Stückelberger
Andreas Wagner
Michael Thali
Gottfried Boehm
Christoph Sigrist
Wolfgang Kienzler
Philipp Stoellger

Inhaltsverzeichnis – Table des matières

Bilder in der Wissenschaft

Les images dans la science

Editorial	1
Wolfgang Lienemann	
Die Illustration als Verständnishilfe in antiken wissenschaftlichen Texten	2
Alfred Stückelberger	
Bilder in der Hebräischen Bibel und das alttestamentliche Bilderverbot	9
Andreas Wagner	
Die Forensik bringt Licht ins Dunkel, schafft Klarheit!	17
Michael Thali	
Sagen und Zeigen: Elemente der Bildkritik	20
Gottfried Boehm	
Face-to-face mit dem Menschensohn – Eine Meditation	28
Christoph Sigrist	
Wittgenstein über Sätze und Bilder: Sagen und Zeigen	31
Wolfgang Kienzler	
Von Bild zu Bild	
Ein unmöglicher Überblick aus protestantischer Perspektive	37
Philipp Stoellger	

Stellenausschreibungen/Postes à pourvoir

27, 30, iii

Wittgenstein über Sätze und Bilder: Sagen und Zeigen

Wolfgang Kienzler*

1. Wittgenstein und die einheitliche Wurzel allen Ausdrucks

Üblicherweise unterscheidet man den Bereich der Sprache im engeren Sinn, das Gebiet der Wörter und Sätze, einerseits vom Bereich des Mathematischen, wo wir nicht mit Wörtern, sondern mit nichtsprachlichen Symbolen, Formeln und Zeichen arbeiten. Die meisten Menschen sind entweder «sprachlich» oder «mathematisch» begabt und wählen für ihre Ausbildung den ihnen mehr liegenden Zweig. Ausserdem grenzt man beides noch einmal vom Bereich der Bilder ab, der primär weder mit Wörtern noch mit Formeln zu tun hat – und man versteht das Reich der Töne als einen weiteren, ganz eigenen Bereich.

Ludwig Wittgenstein war nicht nur ein aussergewöhnlicher Mensch mit einer besonderen Begabung und Sensibilität sowohl für den sprachlichen Ausdruck als auch für die Formeln der Logik – sondern auch jemand, der einmal gestand, dass ihm die Musik vielleicht das wichtigste Medium des Ausdrucks überhaupt war. Wittgenstein war aber auch davon überzeugt, dass wir es in der Musik, in der Wortsprache und auch beim Umgang mit symbolischen Ausdrucksweisen der Logik – d.h. eigentlich immer mit Bildern zu tun haben. Für ihn war die Bildhaftigkeit wesentlich für *alle* menschlichen Ausdrucksmöglichkeiten überhaupt.

Die Gründe für diese Einsicht liegen jedoch nicht an der Oberfläche, sondern erschliessen sich erst durch ein genaueres Verständnis der «Logik der Sprache», und damit der «Logik allen Ausdrucks». Dabei handelt es sich um etwas derart Einfaches, Grundlegendes, dass dafür das berühmte Motto seines Buches, der *Logisch-Philosophischen Abhandlung* (des «Tractatus») besonders gilt: «...und alles, was man weiß, nicht bloß rauschen und brausen gehört hat, lässt sich in drei Worten sagen».

2. Der Grundgedanke der Bildtheorie und die Logisch-Philosophische Abhandlung

Der Anfang war ganz einfach. Eine Notiz Wittgensteins vom 29.9.1914 lautet: «Im Satz wird eine Welt probeweise zusammengestellt. (Wie wenn im Pariser Gerichtssaal ein Automobilunglück mit Puppen etc. dargestellt wird.)» Gewöhnliche Sätze sind also *Modelle*, d.h. in den Sätzen stellen wir die Wörter ähnlich zur Beschreibung eines Sachverhalts zusammen wie wir Puppen zusammensetzen können, um die Situation eines Unfalls nachzubilden. Das leuchtet ein, aber warum ist das so wichtig? Wichtig ist es deswegen, weil wir daran erkennen können, dass es nicht ausreicht zu sagen, ein Satz

drücke einen «Gedanken» (oder einen «Sachverhalt») aus – denn dadurch haben wir die Möglichkeit des Vergleichs von Satz und Wirklichkeit noch nicht erklärt, noch nicht verständlich gemacht. Es war immer rätselhaft geblieben, wie man Gedanken mit der Wirklichkeit vergleichen kann – da beide doch von gänzlich verschiedener Art sind. Diese Korrespondenz war immer nur behauptet, aber nie erklärt worden: Wo sollten sich denn Gedanke und Wirklichkeit treffen – im Reich der Gedanken oder im Reich der Wirklichkeit? Wenn Sätze aber Modelle sind, dann *entspricht* ihnen nicht nur etwas in der Wirklichkeit, sondern dann haben sie etwas mit der Wirklichkeit *gemeinsam*, nämlich ihre Struktur. Wir sehen die gemeinsame bildhafte Struktur des Satzes und der Wirklichkeit.¹

Wittgenstein nimmt diesen Vergleich von Satz und Bild ganz ernst; und dies erschliesst ihm einen Grundzug allen Ausdrucks und allen Verstehens – und zugleich werden auch deren *Grenzen* klar: Die Grenze des Bildhaften ist nämlich zugleich die Grenze des Ausdrückbaren und damit des Sagbaren. Sein Buch soll daher «dem Ausdruck der Gedanken eine Grenze ziehen», so das Vorwort. Die *Abhandlung* selbst beginnt dann: «Die Welt ist alles, was der Fall ist.»² (1)³ Es geht aber nicht einfach um die Welt, sondern um *uns*, und darum, was wir tun, um die Welt darzustellen (2.1): «Wir machen uns Bilder der Tatsachen.» Deshalb gilt (4.01): «Der Satz ist

¹ Korrespondenz braucht immer zwei Elemente, die zur Übereinstimmung gebracht werden müssen; Wittgensteins Idee ist, dass es hier nur *ein* Element, nämlich die eine gemeinsame Struktur gibt.

² Ein Unfall ist logisch gesehen natürlich ebenfalls etwas, was der Fall sein kann.

³ Die in Klammern angegebenen Bezifferungen verweisen auf die Stellen in der *Abhandlung*.

* FSU Jena, Institut für Philosophie, 07737 Jena, Deutschland.

E-mail: wolfgang.kienzler@uni-jena.de
http://www.ifp.uni-jena.de/Webseiten+der+Mitarbeiter/Kienzler_+Wolfgang_+PD+Dr_.html



Wolfgang Kienzler, Dr. phil., geb. 1959. Studium der Philosophie und Geschichte, Promotion 1995 in Konstanz, Habilitation 2004 in Jena, lehrt seit 1995 in Jena Philosophie. Publikationen: Wittgensteins Wende zu seiner Spätphilosophie 1930–1932 (1997), Ludwig Wittgensteins «Philosophische Untersuchungen» (2007), Begriff und Gegenstand.

Eine historische und systematische Studie zur Entwicklung von Gottlob Freges Denken (2009). Arbeitet gegenwärtig an einem Kommentar zu Wittgensteins LPA; Studien zum sich wandelnden Verständnis der Logik einschliesslich deren Auswirkungen auf die Gestaltung der theoretischen Philosophie; Studien zu Darstellungsformen der Philosophie.

ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken.» Als Systematiker können wir uns klarmachen, dass die möglichen Arten, wie man Modelle machen kann, nicht beliebig sind, d.h. wir können über die innere Systematik dieser Möglichkeiten die Form allen sinnvollen Ausdrucks, «die allgemeine Form des Satzes» (6) gewinnen.

Wir können im Übrigen im Denken genau so weit kommen, wie unsere Bilder, unsere Satzmodelle der Welt reichen (5.6): «Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.» Da wir es ja selbst sind, die die Bilder machen, können wir andererseits nicht mit auf den Bildern erscheinen. Als Subjekt der Sprache sind wir nicht Teil der Welt, sowenig wie das sehende Auge Teil des Gesichtsfeldes ist (5.632): «Das Subjekt gehört nicht zur Welt, es ist die Grenze der Welt.» Unsere Modelle können nun immer nur mögliche Tatsachen, aber keine Werte, Ethisches, Ästhetisches, eben Höheres ausdrücken (6.42): «Darum kann es auch keine Sätze der Ethik geben.» Und gerade hier, wo wir eigentlich am meisten sprechen *möchten*, können wir es nicht – also dürfen wir es auch nicht (7): «Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.»

3. Es ist nicht alles nur Bild – Sagen und Zeigen

Um etwas genauer zu erklären, was für Wittgenstein ein Bild ist, muss man klären, was wir mit Bildern *machen*. Wir können nämlich mit Bildern zwei ganz verschiedene Dinge machen, sie einfach vorzeigen, also mit ihnen etwas *zeigen*, oder wir können sie benutzen um etwas mit ihnen zu behaupten, etwas zu *sagen*. Die Grundidee ist dabei: Alle Bilder zeigen etwas (nämlich sich selbst, die eigene Struktur), aber nur diejenigen Bilder, die auch Sätze sind, sagen etwas (nämlich, dass es sich «so und so verhält»).

Das ist ein wesentlicher Unterschied, der in ähnlicher Form schon bei Kant vorkommt. Kant unterscheidet nämlich die *Anschauung*, die sich bildhaft *unmittelbar* auf einen Gegenstand bezieht und ihn darstellt oder «gibt», vom *Denken*, das sich nur *mittelbar*, nämlich mit Hilfe von Begriffen, durch ein Urteil auf einen Gegenstand beziehen kann. Kant betont, dass Anschauung und Denken notwendig zusammengehören, wenn unser Versuch etwas auszudrücken, nicht leer oder blind bleiben soll.⁴ Wittgenstein erklärt diesen Unterschied und auch dieses Zusammengehören auf seine eigene Weise.

⁴ «Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.» (*Kritik der reinen Vernunft* B 75) Ein Sagen ohne Zeigen ist also leer, ein Zeigen ohne Sagen ist blind..

3.1. Zeigen ist direkt, Sagen indirekt (aber Sagen ist nicht «indirektes Zeigen»)

Wenn man etwas zeigt, muss das Gezeigte auch sichtbar und erkennbar sein – sonst ist es kein Zeigen. Für das Sagen gilt das gerade nicht: das, was man sagt, kann etwas betreffen, was wir zufällig auch sehen (und zeigen) können, aber wenn wir etwas einfach nur sagen, also durch einen Satz behaupten, dann können wir *durch den Satz allein* nicht wissen, ob das Gesagte wahr ist.⁵ Wir müssen den Satz erst noch mit der Wirklichkeit vergleichen (4.05). Dies ergibt dann die Verifikation, oder aber die Falsifikation. Diese erfolgt also immer durch ein Zeigen, kein Sagen kann dieses Zeigen ersetzen.

3.2. Sagen und Zeigen sind die zwei Elemente jedes sinnvollen Satzes

Wittgenstein will vor allem erklären, was ein Satz ist, also wie ein sinnvoller Satz funktioniert. Um dies klar zu bekommen, trennt er zunächst einmal die beiden Elemente des (direkten) Zeigens und des (indirekten) Sagens. Wir können nämlich neue Sätze, die wir noch nie gehört haben, verstehen – genau dann nämlich, wenn sie aus Wörtern gebildet sind, die wir schon kennen (4.03). Dieses unmittelbare Verstehen von neuen Sätzen ist aber nur deswegen möglich, weil Sätze auch etwas (direkt) zeigen. Nun zeigen Sätze zwar nicht ihre eigene Wahrheit, aber sehr wohl ihren Sinn: Am Modell sehen wir ja sofort, *wie* die zugehörige Wirklichkeit aussehen muss: nämlich genauso. Nur können wir am Modell nicht sehen, *ob* die Wirklichkeit tatsächlich so aussieht.

Ein Satz zeigt also *seinen Sinn* (4.022), und zwar gerade auch dann, wenn wir noch nicht wissen, ob er wahr ist. Deshalb müssen wir Sinn und Wahrheit von Sätzen sorgfältig trennen. Jeder sinnvolle Satz *sagt* also etwas, er behauptet nämlich, dass etwas der Fall ist, aber um das zu tun, muss er auch etwas *zeigen*, nämlich seinen Sinn, den er mit Hilfe seiner logischen Struktur wie ein logisches Bild darstellt: Er ist «ein Bild der Wirklichkeit» (4.01).

3.3. Sätze sind auch Bilder: die Bildtheorie des Satzes

Wie aber kann ein Satz seinen Sinn zeigen? Nach Wittgenstein geht das nur deswegen, weil Sätze eine bildhafte Natur haben. Ein Satz ist nämlich nicht einfach eine Liste oder ein «Wörtergemisch», sondern ein Satz muss artikuliert sein, das heisst er muss eine Struktur haben. Ähnlich ist auch «das musikalische Thema kein Gemisch von Tönen» (3.141). Die besondere Bildhaftigkeit der Musik äussert sich nun darin, dass etwa eine Partitur ein Modell der zu spielenden Musik ist.

⁵ Wir können nichts zeigen, was nicht gegenwärtig ist, aber wir können über das etwas sagen, was nicht da ist.

Hier ist der Bildcharakter sogar mehrschichtig (4.014): «Die Grammophonplatte, der musikalische Gedanke, die Notenschrift, die Schallwellen, stehen alle in jener abbildenden internen Beziehung zu einander, die zwischen Sprache und Welt besteht.»⁶

Diese Struktur, die der Satz und die Wirklichkeit gemeinsam haben müssen, können wir am Satz erkennen, und nur dann verstehen wir ihn. Wittgenstein nennt sie auch ein «logisches Bild» – jeder Satz ist für ihn ein solches logisches Bild (2.18–2.19). Wenn wir Sätze mit Hilfe einer guten logischen Notation aufschreiben, erkennen wir diese bildhafte Struktur leichter. Deshalb ist auch der mathematische und logische Symbolismus der gewöhnlichen Sprache nicht entgegengesetzt, sondern ganz im Gegenteil ein solcher Teil der Sprache, der die inneren Strukturen besonders deutlich artikuliert (ähnlich wie die Notenschrift in der Musik).

Die beiden Sätze «Sokrates ist weise» und «Platon ist weise» haben nämlich dieselbe Struktur, die durch die symbolische Schreibweise $W(s)$ und $W(p)$ hervorgehoben wird, während der Satz «Sokrates ist älter als Platon» eine andere Struktur hat: $\ddot{A}(s, p)$.⁷ Wir sehen auch am Satz selbst, an der Verschiedenheit der verwendeten kleinen Buchstaben, dass in den beiden ersten Sätzen von zwei *verschiedenen* Personen (p und s) die Rede ist, und wir sehen an der Gleichheit des grossen Buchstaben W , dass von beiden Personen *dieselbe* Eigenschaft ausgesagt wird. Ein sinnvoller Satz zeigt also seinen Sinn, nämlich den Sachverhalt, den der Satz beschreibt. Ob aber nun der Satz $\ddot{A}(s, p)$ oder der Satz $\ddot{A}(p, s)$ wahr ist, das können wir dem Satz allein nicht entnehmen. Dazu müssen wir ihn mit der Wirklichkeit vergleichen um festzustellen, wer der ältere ist.

3.4. Sätze, die ihre Wahrheit selbst zeigen:

Bilder von Nichts

Es gibt aber nun besondere Grenzfälle, in denen wir aus dem Satz selbst doch erkennen können, ob er wahr ist (4.46). Das sind die Fälle, in denen sich der Gehalt der Sätze herauskürzt, so dass nur noch die bildhafte Struktur übrig bleibt. Das sind dann sozusagen «reine Bilder» – die nur noch zeigen, aber nichts mehr sagen. Wenn wir etwa sagen: «Sokrates ist weise oder Sokrates ist nicht weise» – dann können wir dies so notieren: « $W(s)$

oder *nicht* $W(s)$ ». Diesen Satz können wir aber auch so hinschreiben, dass wir für $W(s)$ einfach p schreiben und dann bekommen wir: p oder *nicht* p . Dies aber ist eine Tautologie⁸, die ganz unabhängig davon, was wir für p einsetzen, wahr ist. Wir hätten genauso gut auch $\ddot{A}(s, p)$ und *nicht* $\ddot{A}(s, p)$ verwenden können. In diesen Fällen kürzt sich der sinnvolle Satz, und mit ihm der modellartige Bezug auf die Wirklichkeit, heraus und wir behalten ein logisches Gebilde zurück, an dem wir sofort sehen können, ob es wahr ist oder nicht. Allerdings bedeutet jetzt die Rede von «Wahrheit» auch etwas ganz anderes: Wahrheit ist jetzt nicht mehr «Gemeinsamkeit der logischen Struktur des Modells mit derjenigen der Wirklichkeit», denn es gibt ja keinen solchen Modellcharakter mehr; sondern die logische Wahrheit bedeutet nur: ganz egal, was wir für p einsetzen, der Gesamtsatz bleibt immer wahr, er kann nie falsch werden.

Logische wahre Sätze sind also nach Wittgenstein Bilder einer anderen, besonderen Art; sie zeigen, dass sie selbst wahr sind – aber sie sind nicht Bilder *von etwas*, sie zeigen nur auf sich selbst, auf ihre eigene Struktur, aber sie haben keine Verbindung zur Wirklichkeit, weil ihre Struktur schon zeigt, dass alle Einsetzungen sie «wahr» machen (4.461). Ausser den logisch wahren Tautologien gibt es auch logisch falsche Sätze, die Kontradiktionen wie etwa: p und *nicht* p . Diese können durch keine Einsetzung von p wahr werden («Es regnet *und* es regnet nicht») drückt eine Unmöglichkeit aus). Solche logisch wahren oder falschen Sätze müssen im Übrigen immer logisch komplex sein und aus mehreren Teilsätzen zusammengesetzt sein, die einander dann gegenseitig herauskürzen. Ein *einfacher* Satz p kann keine Tautologie sein.

Tautologien haben auch keinen Sinn, denn «Sinn haben» bedeutet ja, eine mögliche Sachlage in der Wirklichkeit darstellen. Wittgenstein nennt sie deswegen auch manchmal «sinnlos» – und zwar gilt das sowohl für Tautologien als auch für Kontradiktionen. Man könnte die Sätze der Logik entweder «gar keine Bilder» nennen, da sie die eigentliche Aufgabe eines Bildes, nämlich Bild *von etwas* zu sein, verloren haben; aber man könnte sie auch «absolute Bilder» nennen, nämlich Bilder, die sozusagen nur aus ihrer eigenen Struktur bestehen.

3.5. Philosophische Sätze zeigen auch etwas

Für Wittgenstein ist es nun eine Hauptaufgabe der Philosophie, diese verschiedenen Arten von Sätzen ausei-

⁶ Dies ist für Wittgenstein kein zufällig herangezogenes Beispiel. Man könnte sogar sagen, dass seine Bildtheorie nach dem Modell einer «Partiturstheorie der Sprache» gebildet ist. Das Besondere am «musikalischen Gedanken», den Wittgenstein hier anspricht, dürfte im Übrigen sein, dass es bei ihm nicht auf seine Wahr- oder Falschheit, sondern ganz auf seine artikulierten Struktur ankommt.

⁷ Als Belege für den bildhaften Charakter des Satzes und der Schrift allgemein nennt Wittgenstein die Notenschrift (4.011), die Hieroglyphenschrift (4.016) und die Möglichkeit, den Satz «a steht in der Relation R zu b» so zu notieren: aRb (3.1432). Er betont: «Offenbar ist, dass wir einen Satz von der Form «aRb» als Bild empfinden.» (4.012)

⁸ Wittgenstein verwendet diesen Ausdruck in einem neuen Sinn: In einer Tautologie im üblichen Sinn wird zweimal dasselbe gesagt (wie: p und p) – in Wittgensteins Tautologien (und Kontradiktionen) wird dagegen etwas und seine Verneinung, sein *Gegenteil* gesagt; und dann wird beides durch «oder» bzw. durch «und» verbunden. (Der Satz « p und p » ist logisch dagegen einfach gleichbedeutend mit « p ».)

inanderzuhalten und ihre Unterschiede zu erklären. Das meint er, wenn er davon spricht, dass die «Logik der Sprache» geklärt werden muss. Die Philosophie muss so etwa klarstellen, dass alle sinnvollen Sätze mit der Wirklichkeit auf ihre Wahrheit oder Falschheit verglichen werden müssen – am Satz selbst können wir nur den Sinn, aber eben nicht seine Wahrheit erkennen. Sinnvolle Sätze können deshalb nicht *notwendigerweise* wahr sein, da ihre Falschheit ja ebenfalls sinnvoll ist – ja, derselbe Satz und seine Verneinung («Platon ist weise» und «Platon ist nicht weise») haben ja eigentlich *denselben* Sinn, nur wird dieser Sinn einmal behauptet und einmal bestritten: *p* und *nicht-p* enthalten ja dasselbe *p* und somit denselben Sinn von *p*.⁹ Man könnte auch sagen, dass sie spiegelbildlichen Sinn haben: dasselbe Bild wird sozusagen einmal rechts- und einmal links herum gezeigt. Logisch wahre oder falsche Sätze dagegen haben *gar keinen* Sinn, der Sinn ihrer Bestandteile kürzt sich heraus. Ihre Wahr- oder Falschheit zeigt sich am Satz selbst, in ihrer tautologischen oder eben kontradiktorischen Struktur.

Von welcher Art sind nun Wittgensteins eigene Sätze, die seine philosophischen Überlegungen über die «Logik der Sprache» ausdrücken? Man kann nun zwar an ihnen selbst nicht erkennen, ob sie wahr oder falsch sind, aber sie beziehen sich auf etwas, was uns allen jederzeit offen vor Augen liegt, nämlich auf unsere Sprache und die Sätze, die wir täglich verwenden. In diesem Sinne muss die Philosophie gar nichts Besonderes behaupten, nichts Neues *sagen*, was wir erst noch anhand der Wirklichkeit überprüfen müssen. Wir können und sollen uns die Richtigkeit dessen, was Wittgenstein ausführt, anhand der Sprache, die wir immer schon verwenden, klarmachen.¹⁰

Die Philosophie besteht also nach Wittgenstein gar nicht aus sinnvollen Sätzen. Sie besteht aber auch nicht aus logisch wahren oder falschen Sätzen, denn wenn wir darauf hinweisen, und sagen (T): «In einer Tautologie kürzt sich der inhaltliche Teil der Teilsätze heraus», dann ist dieser Satz (T), mit dem wir einen solchen Hinweis geben, selbst ja *keine* Tautologie. Wittgenstein nennt seine philosophischen Sätze «Erläuterungen», die uns auf bestimmte Züge der Sprache und wichtige Unterschiede der Sätze untereinander hinweisen sollen (4.112). Wir sehen nicht an den philosophischen Sätzen selbst, dass sie *gute* Erläuterungen sind – sondern daran, dass uns über

sie etwas klarer wird. Sie sind also weder Modelle von Sachverhalten, noch Sätze der Logik. Philosophie und Logik sind keineswegs dasselbe, trotz unserer Rede von der «logischen Analyse der Sprache». Wenn uns seine Erläuterungen überzeugen, dann deshalb, weil wir merken, dass wir in unserer Sprache tatsächlich solche Unterschiede machen und dass es beispielsweise genau richtig ist, mit Wittgenstein zwischen Sagen und Zeigen und zwischen sinnvollen und sinnlosen Sätzen zu unterscheiden. «Was gezeigt werden *kann*, *kann* nicht gesagt werden.» (4.1212) – das ist einfach deshalb richtig, weil etwas entweder unmittelbar oder aber mittelbar sein kann, aber nicht beides zugleich oder etwas «dazwischen».

Diese Erläuterungen zeigen uns also etwas an unserer Sprache, sie sollen unsere eigene Sprache beleuchten, damit wir sie besser überblicken und verstehen lernen.¹¹

Wenn wir diese Unterschiede, auf die die Erläuterungssätze hinweisen, die sie also aufzeigen, einmal gesehen und verstanden haben, dann brauchen wir diese Sätze nicht mehr, weil wir gelernt haben uns auszukennen und nun die Sprache, und damit die Welt «richtig sehen». In diesem Sinne werden die philosophischen Sätze, die uns auf etwas aufmerksam machen und etwas darüber zeigen, wie wir immer schon die ganz gewöhnliche Sprache (aber auch Musik und Logik) verwenden, dann überflüssig. Wittgenstein vergleicht sie mit einer Leiter, die eine wichtige Funktion, aber keinen «Inhalt» hat, und die wir deshalb nach Gebrauch wegwerfen können. Er nennt sie deswegen, in Abgrenzung zu den sinnvollen und den sinnlosen Sätzen, manchmal «unsinnig» (6.54).

4. Wesentliches und Unwesentliches in der Philosophie und in der Sprache

Nach Wittgenstein sind also gewöhnliche *sinnvolle* Sätze logische Bilder, die wir verwenden um etwas zu sagen. Logische Sätze sind *bildhafte Strukturen*, die von sich selbst zeigen, dass sie wahr oder falsch sind; und philosophische Sätze sind Erläuterungen, so etwas wie Lichter, die *die Strukturen der Sprache beleuchten* sollen.

Was ist aber nun mit dem, was Philosophen doch normalerweise wollen, nämlich wesentliche, tiefe Erkenntnisse zu gewinnen? Unter Philosophie versteht man üblicherweise die Erkenntnis der notwendigen oder wesentlichen Strukturen oder *Wahrheiten*.

⁹ Logisch so wichtige Wörter wie «nicht» («und», «oder», usw.) tragen also zum Bildhaften nichts bei, sie stehen nicht für etwas und haben in dieser Hinsicht weder Sinn noch Bedeutung. Ihre Aufgabe ähnelt derjenigen von Klammern und Interpunktionszeichen.

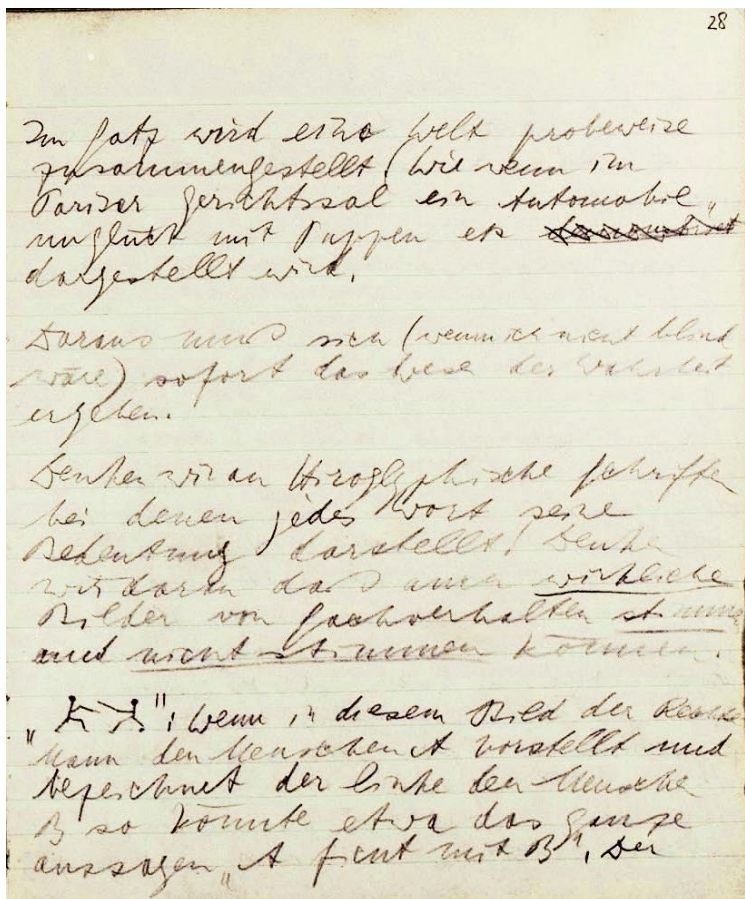
¹⁰ Insofern jedes Nachdenken die Beherrschung der Sprache voraussetzt, liegt darin ein Apriori, das zudem nicht analytisch auf den Satz vom Widerspruch zurückgeführt werden kann, und welches daher in einem gewissen, wenn auch nicht Kantischen Sinn «synthetisch» ist.

¹¹ Später hat Wittgenstein dies einmal, in Anspielung auf Platons Anamnesislehre, so formuliert, dass die Philosophie ganz in «Erinnerungen an den Sprachgebrauch bestehe». Sie ist dann «ein Zusammentragen von Erinnerungen zu einem bestimmten Zweck» (*Philosophische Untersuchungen* § 128).

Keine der drei Typen von Sätzen bei Wittgenstein erfüllt diesen Anspruch. Seine Analyse der traditionellen Ansprüche der Philosophie lautet nun: Die meisten Philosophen wollen etwas sagen, was sich nur zeigen lässt – sie *verwechseln* nämlich Sagen mit Zeigen, und daher kann man an ihren Sätzen «nur die Unsinnigkeit feststellen» (4.003). Das, was man für wesentlich hält (und was ja auch wesentlich ist), sind keine metaphysischen Wahrheiten, es ist nur die Struktur der Sprache bzw. sind es die Strukturübereinstimmungen in der Sprache. Wir verwenden zum Beispiel eine Sprache, in der wir Substanzen, also Dinge (und Personen, die logisch als Dinge aufgefasst werden) von Attributen, also Eigenschaften, unterscheiden und drücken dies in Sätzen der Form $W(s)$ oder allgemeiner $f(x)$ aus – dabei sind die Ausdrücke der Form $f()$ gegenüber solchen der Form x wesentlich verschieden, weil sie ganz verschieden gebraucht werden, d.h. eine unterschiedliche Funktion haben. Das bedeutet aber nur, dass wir diese sprachliche Form in unserem Sprechen über die Wirklichkeit verwenden, und nicht, dass wir etwas Wesentliches über die Wirklichkeit «an sich» erkannt haben. Dieser Unterschied ist nur für unsere Sprache wesentlich, weil wir eben genau diese Substanz-Attribut- bzw. Subjekt-Prädikat-Form verwenden. Deshalb kommt dieser Unterschied in allen unseren Sätzen vor; er ist die Art und Weise, wie wir die Wirklichkeit darstellen. Das bedeutet aber keineswegs, dass darin eine tiefe Einsicht in das Wesen der Wirklichkeit enthalten ist. Der Anspruch, eine solche Erkenntnis zu besitzen, verwechselt nämlich unsere eigene Darstellungsweise, also eine *Form*, mit der Einsicht in etwas, was wir darstellen, behaupten oder aussagen, also einem *Inhalt*. Eine Form muss man zeigen, einen Inhalt dagegen teilt man mit. Der wahre Gegenstand der Philosophie ist nämlich nicht die Welt, auch nicht das Bewusstsein, sondern die Struktur unserer Sprache. Und hier geht es nicht darum, die *Wahrheit* zu erkennen, sondern den *Sinn* von Sätzen, vor allem aber darum, die unterschiedliche Art und Weise zu verstehen, wie Sätze Sinn, oder eben keinen Sinn, haben. Diese Einsicht bedeutet einen wesentlichen Umschwung in der Art die Philosophie anzusehen, sie markiert die Wende zur Sprache, den (später so genannten) *linguistic turn*. All dies folgt direkt oder indirekt aus dem richtigen Verständnis des Unterschieds von Sagen und Zeigen.

5. Fazit: Bilder und Sätze, Anschauung und Denken

Nach Wittgenstein hat aller sprachliche Ausdruck einen bildlichen Anteil, denn etwas muss immer unmittelbar und direkt erkennbar sein. Alles Sagen aber ist eine indirekte Form, und bleibt daher auf zeigende Elemente angewiesen. Das Zeigen im engeren Sinn wieder-



Die Notiz Wittgensteins vom 29.9.1914 (Werkausgabe Bd. 1, 94–95)

Transkription des Textes: Im Satz wird eine Welt probeweise zusammengestellt. (Wie wenn im Pariser Gerichtssaal ein Automobilunglück mit Puppen etc. *demonstriert* dargestellt wird.)

Daraus muss sich (wenn ich nicht blind wäre) sofort das Wesen der Wahrheit ergeben.

Denken wir an Hieroglyphische Schriften bei denen jedes Wort seine Bedeutung darstellt! Denken wir daran daß auch **wirkliche** Bilder von Sachverhalten **stimmen** und **nichtstimmen** können.

«(Skizze)»: Wenn in diesem Bild der Rechte Mann den Menschen A vorstellt und bezeichnet der linke den Menschen B so könnte etwa das Ganze aussagen «A ficht mit B». Der

rum kann nicht über sich selbst hinausgehen.¹² Wohl aber kann man Bilder dazu verwenden, um etwas zu sagen; nämlich dann, wenn man bestimmte Konventionen über die Bedeutung ihrer Bestandteile einführt. Sätze sind ja solche Bilder, und man könnte auch andere Bilder so verwenden. Wittgenstein selbst erwähnt das Gesellschaftsspiel der «lebenden Bilder» (4.0311), die «zwei Jünglinge, ihre zwei Pferde und ihre Lilien» (4.014) aus dem Märchen, und er behauptet sogar, dass Sätze «auch im gewöhnlichen Sinn» des Wortes Bilder sind (4.011) – und er scheint anzunehmen, dass alle Bilder umgekehrt auch Sätze sind, d.h. als Sätze verwen-

¹² Bereits Russell unterschied die Kenntnis durch unmittelbare Bekanntheit (*acquaintance*) von derjenigen durch vermittelte Beschreibung (*description*). Mit allem, was wir durch Beschreibung kennen, muss für ihn grundsätzlich auch eine Kenntnis durch Bekanntheit möglich sein. Er wollte alles Sagen auf Zeigen reduzieren und konnte daher mit Wittgensteins Rede von einem Artunterschied zwischen beidem nichts anfangen. (In diesem Unverständnis ist ihm der Mainstream der analytischen Philosophie bis heute gefolgt.)

det werden könnten, denn «jedes Bild ist *auch* ein logisches» (2.182). Damit aber beschränkt er umgekehrt den Begriff des Bildes auf Gebilde, die eine artikulierte logische Struktur aufweisen: Jede Zusammenstellung diskreter Elemente ist für ihn ein Bild und als solches verwendbar; aber auch *nur* solche Arten von Zusammenstellungen. Das aber gilt nicht für alle Bilder im gewöhnlichen Sinn von «Bild».¹³

Philosophie aber will traditionellerweise zweierlei: Sie will absolute Sicherheit und Gewissheit, wie sie nur im Zeigen des anschaulich Präsenten möglich ist, und zugleich will sie Neues und Gehaltvolles mitteilen, also etwas sagen. Beides ist nicht zugleich möglich, und doch wird es in der Philosophie immer wieder zusammengeworfen und vermengt. Dieser strukturell unmögliche Wunsch verweist aber darauf, dass Philosophie tatsächlich etwas Ungewöhnliches macht: Sie will etwas ausdrücken und sagen, was uns immer schon in der Sprache vorliegt. Sie hat es mit etwas zu tun, was uns immer schon bekannt ist, was wir aber trotzdem nicht, oder nur sehr schwer verstehen.

Um es prägnant auszudrücken: Philosophie hat vor allem die Aufgabe, etwas über den Unterschied von Sagen und Zeigen auszudrücken¹⁴ – und dazu muss sie diese beiden Elemente, die eng zusammengehören, zuerst begrifflich trennen, um dann die verschiedenen Arten ihres Zusammengehörens zu erläutern. Diese Aufgabe schliesslich kann man am besten lösen, wenn man sich genügend Zeit nimmt, um über die Unterschiede und die Zusammenhänge zwischen Typen von Sätzen wie $f(a)$, $g(a)$, $f(b)$, $g(b)$, $f(a,b)$, $f(b,a)$, $f(a)$ und $\sim f(a)$, usw. nachzudenken.

¹³ In diesem Sinne wird man Wittgensteins Bildbegriff auch wieder nennen müssen. Er umfasst sozusagen nur den digital, nämlich präzise artikulierbar fassbaren Anteil an Bildern.

¹⁴ In einem Brief an Russell nennt Wittgenstein daher die Unterscheidung von Sagen und Zeigen das Wichtigste in der ganzen Philosophie und damit auch in seiner eigenen *Logisch-Philosophischen Abhandlung*: «Ich befürchte, Du hast meine Hauptsache nicht richtig verstanden, zu der das ganze Zeug mit den logischen Sätzen nur eine Ergänzung ist. Die Hauptsache ist das Verständnis dessen, was durch Sätze (durch die Sprache) ausgedrückt, also gesagt, werden kann (und, was dasselbe ist: was gedacht werden kann) – und das, was nicht durch Sätze ausgedrückt, sondern nur gezeigt werden kann: das ist, glaube ich, das Grundproblem der Philosophie.» [„Now I'm afraid you haven't really got hold of my main contention, to which the whole business of logical propositions is only a corollary. The main point is the theory of what can be expressed (*gesagt*) by propositions – i.e. by language – (and, which comes to the same, what can be thought) and what can not be expressed by propositions, but only shown (*gezeigt*); which, I believe, is the cardinal problem of philosophy.”] (19. August 1919)

Dieser Unterschied gilt in der Forschungsliteratur mit als das Schwerste und Dunkelste in Wittgensteins früher Philosophie – für Wittgenstein selbst war es eine natürliche und offensichtliche Doppeltheit von fast allem – und etwas, was er versuchte, in drei Worten auszudrücken.¹⁵

6. Ausblick

Später hat Wittgenstein vieles von dem verworfen, was er zuvor entwickelt hatte – dazu gehört nach verbreiteter Meinung auch die «Bildtheorie der Sprache». Das ist irreführend, da es sich hier gar nicht um eine Theorie im eigentlichen Sinn dieses Wortes handelt, sondern darum, den Unterschied zwischen Sagen und Zeigen konsequent zu beachten. Diesen Unterschied hat Wittgenstein keineswegs verworfen, aber er kam zu der Auffassung, dass wir mit der Sprache sehr viel mehr Verschiedenes machen, als nur «Modelle der Wirklichkeit» zu entwerfen. Dies führte ihn zur Beschreibung vielfältiger «Sprachspiele», in denen er von den Sätzen und Bildern nicht mehr voraussetzt, dass sie in jeder Hinsicht vollständig artikuliert sind: In vielen Fällen können wir nicht mehr tun als die wichtigsten Züge der Regeln hervorheben. Es kommt dann alles nicht mehr ganz so logisch und exakt heraus: Die Bemühung um die «Logik der Sprache» muss allerdings nicht aufgegeben, sondern um solche, pragmatischen und situationsbezogenen Aspekte erweitert werden.¹⁶ ■

¹⁵ Die Schwierigkeiten der meisten Exegeten hängen damit zusammen, dass man die Philosophie als stringenten Argumentationszusammenhang versteht; und dann wirkt der Verweis auf das, was «sich zeigt» als ästhetisch verbrämte Faulheit. So lautet schon die Kritik Carnaps, der in *Logische Syntax der Sprache* (1934) Wittgensteins Ansatz in eine «richtige Theorie» umformen wollte. Auch die neueren Diskussionen über die *Abhandlung* im Rahmen der sog. «resoluten» Lesart, die von C. Diamond und J. Conant entwickelt wurde, gehen von der Unterscheidung Sagen/ Zeigen aus, und davon, dass Wittgenstein am Ende dazu kommt, zu sagen: «Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist.» (6.54) Anstatt das im Prinzip einfache Wechselverhältnis von Sagen und Zeigen im einzelnen zu erläutern, wollen Diamond und Conant nachweisen, dass das ganze Buch auf raffinierte Weise zuerst eine Illusion von Sinn, und die Illusion einer Theorie der Sprache erzeugen will: Die Botschaft des Buches sei es, am Ende diesen scheinbaren Sinn und diese scheinbare Theorie als Illusion zu erkennen. Ein Sammelband dazu: *The New Wittgenstein*, hg. v. A. Crary und R. Read, London, Routledge, 2000.

¹⁶ Eine knappe Einführung in Wittgensteins Weg und Werk bietet: J. Schulte, *Wittgenstein*, Stuttgart, Reclam. Über die *Abhandlung* ist besonders zu empfehlen: H.O. Mounce, *Wittgenstein's Tractatus*, Oxford, Blackwell, 1980. Den hier skizzierten Ansatz habe ich in Aufsätzen eingehender erläutert, von denen einige auf meiner Homepage verfügbar sind. Die Vorgehensweise des späten Wittgenstein habe ich in meinem Buch *Ludwig Wittgensteins «Philosophische Untersuchungen»* (WBG Darmstadt 2007) erläutert.